



Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 7.

Sonntag, den 7. Februar 1915.

Erscheint jeden Sonntag.

Die Kriegslügen Napoleons I.

Von Dr. Egid v. Filek.

Es ist ein eigenes Ding um die Geschichtswissenschaft. In langen Friedenszeiten, in der glücklichen Ruhe ungeführter bürgerlicher Arbeit erhebt sie uns als ein graues, sogar ein wenig langweiliges Gesehrtengesicht ohne rechte Beziehung zum wirklichen Leben. Vor ihren unerbittlichen Fragezetteln und Regententafeln, Stammtafeln und chronologischen Tabellen hat uns schon auf der Schulbank geirret. Aber der Krieg, der wohl immer an den Wendepunkten nationaler und kultureller Entwicklung stehen wird, wirkt plötzlich seinen ruten Feuerstrahl auf das graue Gesicht und beweist uns, daß es im Grunde ein hochstehendes lebendiges Wesen ist. Und darum wendet sich in hoch großen Zeiten, wie wir sie jetzt durchleben, immer der Blick in die Vergangenheit zurück, nach den großen Meistern des Krieges, ihren Taten und Leistungen und wohl auch nach den Mitteln, mit welchen sie gearbeitet haben. Daß die letzteren nicht immer moralisch einwandfrei waren, wird man bereitwillig finden. Besonders die Kriegslüge, die bewußte und bewußtlose Entstellung militärischer und politischer Tatsachen, spielt unter ihnen eine große Rolle. Und einer der genialsten Kriegslügner war Napoleon; als er am Ende seines Lebens, als Gefangener auf St. Helena, Vorlesungen für die Erziehung seines Sohnes zusammenstellte und ihn ermahnte, „reißt oft die Geschichte zu studieren und darüber nachzudenken, denn sie ist die einzig wahre Philosophie“, da vergaß er ganz wie oft er selbst diese „wahre Philosophie“ gelehrt hat. Freilich: auch in seinen Kriegslügen vertrat sich die großartige Genialität dieses Mannes. Und vielleicht ist es nicht ohne Interesse, die mit den gefälschten, geschliffenen Verlogenheiten zu vergleichen, mit denen unsere türkischen Feinde gegenwärtig gegen uns zu Felde ziehen!

In den ersten Zeiten seines Aufstieges zur Macht hat Napoleon wenig gelogen. Der Sohn der Revolution setzte nie ein solches Ziel in die brutale Verkündung der Wahrheit auch dort, wo sie für die Machthaber wenig schmeichelhaft war. Aber schon nach der siegreichen Beendigung des Feldzuges in Italien durch den Frieden von Campo Formio ist er ein ganz anderer. „Was die Franzosen brauchen“, sagt er zu dem Diplomaten Mio von Melito, „ist Ruhm und Befriedigung ihrer Eitelkeit. Sie lassen sich willig leiten, wenn man ihnen nur geschickt verbißt, wofin man sie führt.“ Und dieses geschickte Verbergen verstand er. Als er im ägyptischen Feldzug Afrika trotz verwehrteter Angriffe, die ihm 5000 Mann der Truppen kosteten, nicht erklimmen konnte, schrieb er nach Paris: er hätte die Stadt leicht besetzen können, es aber der Welt wegen nicht getan, die, wie seine Spione meldeten, dort schreckliche Verheerungen anrichtete. Zugleich als Bericht er nach Raizo, er habe die Wälle von Alfa zerstört und seinen Stein auf dem anderen gelassen; die verwehrteten Einwohnern seien in Schiffen auf das Meer gestürzt. Die Lügen wurden von dem aufstrebenden Europa gläubig hingenommen und dienten nur zur Förderung seines Ansehens, weil kurz darauf die Schlacht von Austerlitz fiel: wenn Napoleon über diese berichtet, „Es ist eine der schönsten, die ich gesehen habe; von der feinsten gelandeten Armee ist nicht ein Mann entkommen“, so entsprach die Wille der Wahrheit. Nicht humoristisch mutet es uns an, wenn wir in den Denkmärdigkeiten des Generals Gouraud lesen, Napoleon habe auf Helena bei Durchsicht seiner ägyptischen Prästationen selbst ausgerufen: „Das ist etwas Schönbefehlhaft“ (un peu charlatan). Die größten Anfertigungen, die Wahrheit „geschickt“ zu verbergen, hat Napoleon nach der Schlacht bei Marengo gemacht, die bekanntlich von den Österreichern bereits gewonnen war, als Defeat, in letzter Stunde zurückgerufen. Im Verein mit den Dragonern Kellermanns den Rückzug der geschlagenen französischen Armee bedeckten, die Sieger durch einen Planangriff in Unordnung bringen mußte, um wieder gut zu machen, was Bonaparte verfehlt. Bedenklich, daß von dieser Schlacht Napoleons Herrschaft über Frankreich datiert, daß die Engländer, seine erdichteten Gegner, dieselbe wie eine eigene Niederlage empfanden, so kann man ersehen, wie eifrig an dem Frieden von Marengo gearbeitet wurde, bis der arme Defeat, der gleich zu Beginn des Besatzes fiel, ebenso wie Kellermann zu bedeutenden Sandlängern und Kärnern des Schlachtenkönigs herabstanken. In allen offiziellen Berichten, zuletzt noch im Jahre

1805, erscheint der Rückzug der Armee des ersten Konsuls als eine planmäßig ausgeführte Kriegslüge, und es hat jahrelang gedauert, bis man die Wahrheit zu sagen wagte. Am 7. Februar 1807 begann die blutige Schlacht von Preußisch-Eylau, die am 8. und 9. ihre Fortsetzung fand. Die Verluste zählten nach Zehntausenden, das Korps Ugeraus mußte seiner ungeheuren Einbußen wegen aufgelöst werden, und das Schlimmste war, daß Napoleon zum erstenmal nicht gesiegt hatte. Russische Artillerie und preussische Infanterie trieben die Franzosen zurück, trotzdem Napoleon hinter einem „Vorhang“ von 80 Schwadronen, die Murat mit aller Macht

meinen, daß man in einem Hande wie Polen an Brot, Fleisch und Wein Not leiden könnte.“ Dabei bestand der ganze Vorteil, den man für jene furchtbaren Verluste an Menschen und Material eingetauscht hatte, bloß darin, daß den Russen, die bis heute sich als die Sieger von Eylau erklären, der Weg nach Danzig verlegt blieb.

Napoleons Grundsatz war, daß die politischen Artikel und Nachrichten dem amtlichen „Moniteur“ vom Auswärtigen Amte zugeliefert werden sollten. Andere Zeitungen durften über die auswärtige Politik nicht anders schreiben, als indem sie den „Moniteur“ kopierten. So erhielt die Welt, soweit sie auf die Stimme Frankreichs hörte — und die trug damals sehr weit —, von jener denkwürdigen Schlacht bei Austerlitz am 22. Mai 1809 nur, daß sich der Feind in seine Stellungen zurückzog und die Franzosen Herden des Schlachtfeldes blieben.“ Und Marshall Lannes, einer der besten Generale, war an einer furchtbaren Wessur gestorben, die Österreichern hatten den Franzosen Austerlitz und Gelingen entzogen und sie in die Eskau zurückgedrängt. Die Legende von der Unüberwindlichkeit des Feindes war zum zweitenmal gestrichelt, allerdings als vergebliche Anfertigungen mußten gemacht werden, um die Wahrheit über jenen schauerlichen Rückzug der „großen Armee“ von Moskau nach der preussischen Grenze zu verschleiern, mit dem der Zusammenbruch der Napoleonischen Welt Herrschaft begann. Der Kaiser ließ den Pariser folgendes mitteilen: „Menschen, welche die Natur nicht hinreichend gestählt hat, um über alle Wandlungen des Schicksals erhaben zu sein, verloren ihre gute Laune und träumten von nichts als von Unglück und Niederlagen; jene aber, die sie allem überlegen (sind), bewahrten Heiterkeit und Haltung und erlebten einen neuen Ruhm in den Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatten.“ Das erinnert bedenklich an gewisse neueste Kriegsberichte Poincaréscher Führung. In allem Unglück sollte nur der russische Winter schuld sein, keineswegs der furchtbare Eigensinn des Führers, der die Armee ganz unwillkürlich gezwungen hatte, 6 Wochen foltkärter Zeit zu vergeuden. Aber als gefahrlichste Drohung gegen alles, was an einen Untergang in Frankreich auch nur zu denken mochte, hieß es am Schluß des amtlichen Kriegsberichts: „Die Gesundheit Sr. Majestät ist niemals besser gewesen.“ Gerade in dieser Etappe seiner Cäsarlaufbahn kam es Napoleon darauf an, die Legende von seiner Unüberwindlichkeit mit allen Mitteln zu erhalten. Kaum hatte er von dem Mißgeschick Banambes, der bei Kulm von den Verbündeten geschlagen wurde, erfahren, als er in dreifacher Ugenmeldung an Saint Ger behauptete, der General sei gegen seinen Befehl in Böhmen eingedrungen. Und doch hatte er ihm ausdrücklich geschrieben: „Ich erwarte, daß Sie noch vor dem Feinde auf der Linie Teisäen-Luzig-Teplitz ankommen werden.“ Ebenso legte er in seiner auf St. Helena verfaßten Denkschrift „Der Feldzug von 1812“ den Mißerfolg von Waterloo seinem Feldherrn Grouchy zur Last, der angeblich durch seine schlechten Operationen den ganzen Erfolg der Schlacht bei Austerlitz zunichte gemacht hatte; und Grouchy als treuer Diener seines Herrn ließ sein Mittel unversucht, ihn aus dem Fesselsitz von St. Helena zu befreien! Es war sein furchtbarer Ehrgeiz, der ihn dazu trieb, die Wahrheit zu opfern, wie er es im Jahr der Schlacht von Austerlitz, fünfzehn Jahre später, wieder tat, als er sich dem Feinde gegenüber zeigte, um die Wahrheit zu sagen, die er nicht sagen wollte.

Der Riese.

Von Margarete Weins.

Die jenseitige ersehnte dritte Auflage ihres Buches „Die Salamander-Söhne, ein Märchenbuch aus Kriesszeit“, widmet die Dichterin „Dem Lande der Märchen und der Sagen“ und stellt dem Bande das nachfolgende Vorwort und beweisende Gedicht voran:

Er wuchs empor aus der Erde Schöb, in Unkenntnis von sie ihn groß; es langen die braulenden Winde die Wiegenschlange dem Kinde.

Am Tage liegt er am schattigen Rain, nachts träumt er in den Sternenschein, und Korn und Blumen verfluchen die Glieder des jungen Meiden.

So reißt er unbekümmert zum Mann, bis heimlich der Chor der Buben begann, von Reib geschwellt die Aehren, in Tüde mit ihm zu haben.

Sie rufen: „Ein Räuber gilt nicht viel, wir werden ihn zwingen, es ist ein Spiel! Er wird wohl Schreien sagen, mit Sieben sich zu lösen!“

Der hebt nur zum Willkommen den mächtigen Arm, verheuchelt sie wie einen Widenschwamm; sie sitzen und erbleichen vor seinen gewaltigen Streichen

und rufen voll Empörung und Zorn: „Ein Swers schon uns verflucht im Korn; wir sind betrogen, verraten! Ein Mele schiel in den Saaten!“

Er aber aus Gräsern und blühendem Tau rakt lachend sich ins staubende Blau, den Lorbel stützmücken, seine Krone der Himmelsbogen.

attackeren sich, seine Aufstellung ergänzte. Der Kaiser dachte an Rückzug und befand sich in sehr gedrückter Stimmung. Er schrieb an Talleyrand unter dem 1. März: „Wir leben hier mitten in Kot und Schmutz, ohne Wein, ohne Brot.“ Die Zahl der Marodeure wurde auf 60 000 geschätzt, die Soldaten warteten bis an die Knie im Schlamm, die Geschütze blieben stecken, auch der Wagen Napoleons konnte nicht mehr weiter. man mußte ein Pferd an die Schlag heranzuführen, damit er sich retten konnte, und gar viele der verwehrteten Soldaten, die der Schlachtenend verstorben hatte, nahmen sich selbst das Leben, und was läßt der Kaiser in den „Moniteur“ sagen, um die Franzosen zu täuschen? „Die russische Armee befindet sich in voller Auflösung. Wir leben vorzüglich, haben Nahrungsmittel für ein Jahr, und es ist widersinnig, zu

zu wissen schien, der den Himmel der ganzen Welt seit Wochen verfinstert hatte. Hier war Friede, Erquickung, Ruhe. Kärnermeyer fühlte sich plötzlich von einer großen Andacht und Gerechtigkeit erfüllt, angefüllt, der Stärkung und Belebung, die ihm aus dem feinsten Elemente quoll. „Heilige Natur!“ dachte er bei sich, und tauchte mit einer unwillkürlichen Bewegung das Gesicht ins klare Wasser, wie ein Kind, das in Freud und Leid sein Köpfchen im Schoße der Mutter hiegt, um dort zu ruhen. Gleich einem Fische tummelte er sich im Wasser, schwamm bald auf der Seite, bald auf dem Rücken, ließ die Augenschirme seine Glieder kühlen — und vergaß in diesem genußreichen Taumel alles, was hinter ihm lag; die Wärsche, die Gesetze, die idyllischen Wünsche lang Leidensklaviatur des Feldzuges, die er drei Wochen lang tagaus, tagein gespielt hatte. Er trieb

Das Freibad.

Skizze von Hanz v. Hülsen.

Sauptmann Zimmermeyer blies sich schon um, ob auch niemand in Sicht sei; der alternde Oberlehrer, der freiwillig wieder die Uniform angezogen, war ein wenig schamhaft. „... und, mein Gott, es mangelt in dieser rauhen Zeit jeder Komfort... wenn er wirklich Baden wollte, so mühte es ohne das einzige Geschöpf, was der gestiftete Mensch zum Baden braucht. Und Baden wollte er. Dort unter plätschernde die Ankerapp, schon ihr bloßer Anblick verkaufte Kühlung... wie herrlich mühte es sein, wenn man den des Badens seit Wochen entwöhnten Leib in dem klaren, kühlen Wasser labte. Rasch kreuzte er die Uniform ab, legte sie mit der Wäsche und den Stiefeln auf einen Haufen und ging, im Kostüm des ersten Menschen, ein wenig links und genutzte den Uferhang hinunter... Das tüble Wasser riefte ihn zu den Felsen und Stey

an seinem heißen Körper hinauf. Ah, wie das erquickt! Drei Kriegswochen lang hatten seine Glieder die Wohltat des Badens nicht gekannt; meist war nicht einmal Zeit geblieben, flüchtig ein wenig Wasser auf das Gesicht zu spritzen und mit irgendeinem Lappen den ärgsten Staub und Schmutz herunterzureiben. Und heute! Kühle, sauberes Wasser umfoste seinen Leib... er konnte sich darin wiegen, konnte die Arme ausbreiten und die Herrlichkeit des Elements mit plätschernden Ruder schlägen genießen. Langsam trieb er vom Ufer weg und feuerte auf die Mitte des Flusses zu. Hin und wieder sah er sich ängstlich um, ob auch niemand am Ufer stehe und ihn beobachte... aber bethe, das linke, von dem er gekommen war, ebenso wie das rechte Ufer waren mit hohem Schilf und Binsen bedeckt; er war allein in der Natur, die friedlich sich sonnte und nichts von dem Arzte

zu wissen schien, der den Himmel der ganzen Welt seit Wochen verfinstert hatte... Hier war Friede, Erquickung, Ruhe... Zimmermeyer fühlte sich plötzlich von einer großen Andacht und Gerechtigkeit erfüllt, angefüllt, der Stärkung und Belebung, die ihm aus dem feinsten Elemente quoll. „Heilige Natur!“ dachte er bei sich, und tauchte mit einer unwillkürlichen Bewegung das Gesicht ins klare Wasser, wie ein Kind, das in Freud und Leid sein Köpfchen im Schoße der Mutter hiegt, um dort zu ruhen. Gleich einem Fische tummelte er sich im Wasser, schwamm bald auf der Seite, bald auf dem Rücken, ließ die Augenschirme seine Glieder kühlen — und vergaß in diesem genußreichen Taumel alles, was hinter ihm lag; die Wärsche, die Gesetze, die idyllischen Wünsche lang Leidensklaviatur des Feldzuges, die er drei Wochen lang tagaus, tagein gespielt hatte... er trieb

langsam Kramas und schloß mit wohligen Besagen, wie die kleinen Wellen der Ankerpog gegen seine Kaden schlugen und den Haarboden neigten.

„Wichtig ist es aus seinen Träumen auf. Was war das? Kanade da nicht das Schiff? Er hob den Kopf, da schlugen auch schon Worte an sein Ohr: „Hebal, Hebal!“

„Im rechten Afer stand in einer Schiff-Breche ein Soldat, ein Landsturmann mit dem Hahlo, das Gewehr hielt er in der Rechten und mit der Linken machte er Kammerneger Zeichen.“

„Vertommen!“ schrie er. „Hierher aus Afer kommen!“ Kammerneger war zu Tode erschrocken. Er sollte —? Aber das ging doch nicht... er konnte doch nicht... Er sa- dann ein bißgen näher und rief zu dem Posten hinüber: „Aber, lieber Freund, Sie sehen doch, ich habe hier!“

Der Landsturmann schüttelte den Kopf: „Sie müssen sich ausweisen... Können sie sich ausweisen?“

Kammerneger schloß, wie ihm heiß zumute wurde, trotz des Wajlers, das seinen Leib schloß. „Das wird wohl nicht nötig sein, mein Lieber. Ich bin Hauptmann Kammerneger vom... Landwehrinfanterieregiment.“

„Aber wenn er gedacht hätte, das würde ihm etwas helfen, so hätte er sich sehr geirrt. Der Landsturmann laachte sogar höhnlich, als er antwortete: „Bei kann jeder sagen. Vorante Woche griffen wir hier einen auf, der sagte auch, er sei ein deutscher Offizier, aber er war: man biog ein Wulst, der wo hier den Mund des Hahles unterlegen wollte... Also, rausgetommen, marj, marj!“

„Kammerneger jögerte noch einen Augenblick. „So lassen Sie mich doch wenigstens meine Kleider holen.“

„Sind nicht rausgetommen, aber ich schreie!“ Damit hob der Soldat bedrohlich das Gewehr.

Seufzend bequeme sich Kammerneger schließlich, der Aufforderung, die mit solch Kadrad an ihn gerichtet wurde, folge zu leisten. Immer von dem Posten beobachtet, schwamm er ans Afer, gewann Grund und flatterte hinaus. Mit jedem Schritt schamte er sich mehr, mit jedem Schritt wuchs seine Verlegenheit. Unwohl und triefend stand er endlich vor dem biederem Landsturmann.

„Nun also?“ fragte er streng: „Wo haben Sie ihre Papiere?“

„Großer Gott!“ schrie Kammerneger außer sich. „Die stehen doch in meiner Uniform, und die liegt an anderen Afer. Habe ich denn Tadjeln in meinem Afer?“

„Wissen Sie nicht, was ich Ihnen als Spion und muß Ihnen zur Waage bringen, bezugs der Wajgerung.“ Der Afer sprach ganz antisch, was ihn nicht wenig Wuthe kostete.

Kammerneger harzte ihn an. Was — in diesem Zustande wollte der Afer ihn zur Waage schleppen? Und wozu — was hatte er dabei —? „Wozu soll ich gehen, Sie?“ fragte er.

„Zur Wajgerung“, wiederholte der Posten mit feinerem Gesicht.

Da ging Kammerneger ein biß auf. „Großer Gott, Sie Kamel von einem Landsturmer, zur Wajgerung meinen Sie? ... Aber lassen Sie mal, ist es nicht viel einfacher, Sie lassen mich meine Sachen holen? Oder Sie selber jökommen hinüber? Ein Kad wird Ihnen nicht jhaben.“

„Aber der Posten erklärte mit aller Bestimmtheit, deren ein deutscher Landsturmann fähig ist, er dürfe keinen Wajgerposten nicht verjassen. Er telephonierte einen Unteroffizier herbei, der auch in wenigen Minuten von de: nahen Kadquade herankam und sich den Fall erklären ließ. Seit- sam! Als wenn alle gegen ihn verjörnten wären: auch er schante Kammernegers Angaben keinen Glauben, verlangte vielmehr, daß er sich hinreichend legitimiere, widrigenfalls er ihn unter militärischer Bedeckung nach Darzehen jchicken werde.

Kammerneger erschau, wenn er sich vorstellte, daß er, ohne Kleider, wie er war, als gefangener Spion seinen Einzug in Darzehen halten sollte... er, ein preußischer Offizier! Darzehen? Darzehen? ... Aber wollte dort nicht sein Schiffsfreund, Pastor Kettelbed? Gewiß — wenigstens vor drei Jahren hatte er dort noch gewohnt, da hatte er selbst, Kammerneger, ihn aus seine Frau während der Jerten besucht. Der mußte aus der Not helfen! Nur der konnte helfen! — Er wandte sich an den Unteroffizier und bat ihn, nach Darzehen zu jchicken und den Pastor heraus- bitten zu lassen. Kopfstüttelnd und miträuflich willigte der Unteroffizier ein, und Kammerneger blieb inzwischen unter der Bedeckung des Landsturmpostens.

Stunden währte es, der Tag neigte sich, der Gefangene begann zu frieren, und schließlich spürte selbst der steinharte Landsturmann eine mitleidige Regung und sorgte ihm seinen Militärmantel. Also notdürftig bedekt, erwartete Kammerneger den Jugendfreund.

Endlich wollte ein Wagen heran, und ihm entstieg — die Frau Pastor! Ihr Mann war nicht zu Hauje gewesen, darum war sie, als wadete, hilfsbereite Frau, herbeigeeilt, um einem gefährdeten Menschen aus seiner peinigenden Lage zu befreien. Kammerneger schämte sich in Grund und Boden, als er in so mangelhaftem Anzuge vor ihr stand. Aber die rechtschaffenste Pfarrerfrau wollte sich ausjchütten vor Wachen, als sie ihn erkannte.

„Weshalb ein Wiedersehen, Herr Kammerneger!“ rief sie und schüttelte ihm trüßlich die Hand: „Das hätten wir beide nicht erwartet! Zum Glück kann ich gut sagen dafür, daß Sie bei Ruhe und Spion sind, sondern der Oberlehrer und derzeitige Landwehrhauptmann Kammerneger!“

Nur: endlich waren die Gestränge vom Militär über- zeugt und zufriedene gestellt.

Kammerneger bedankte sich jchüchtern, — denn er schämte sich noch immer sehr — bei der Frau Pastor, die Lachend und schmunzelnd die Rückfahrt antrat; als sie außer Schweite war, freite er den Mantel von sich und troß jähleckernd ins Wasser zurück, um zu seinen Sachen und seiner Truppe zu gelangen.

Er hat sich geschworen, nie wieder ein Freibad zu nehmen.

Patrograd und andere Kleinigkeiten.

Von Otto Hiale.

Die Antänbigeren, die wenigstens nicht gleich mit- machen wollen, sehen es vorläufig noch in Anführungsstrichen, aber viele verzichten auf die Uebergangszeit und schreiben

ihon Petrograd, als ob es nicht erst ein Vierteljahr her wäre, daß diese Stadt uns als Petersburg bekannt war.

Ich hatte die erste Meldung von der Venderung auf Befehl des Jaren überlesen und wußte eine Woche lang nicht recht, was das für ein merkwürdiger Ort war, in dem sich offenbar ein deutscher Botschaftspalaß befand, der von den Russen zerstört worden war — bis ich dann die wagnische Erklärung in der wohlbestimmten Willfährigkeit der deutschen Seele fand, die, wie der Augenblick lehrte, nach wie vor befestet.

Als deutscher Schriftsteller habe ich mich immer für die Selbstverständlichkeit interessiert, daß man rein und deutsch in seinen Bezeichnungen sein müsse, weil das deutsche Wort für unsereigen genau so das Material ist, mit dem er wirtschastlich muß, wie etwa für unsere Kadborn, die Mater, die Farbe. Und ich habe mich oft geirrt, nicht aus Nationalismus, sondern weil mein Künstlergefühl für das Material beidseitig wurde.

Wenn man Kaffeehausbesitzer ist, bedarf es am Ende eines so großen Anlasses wie einer Kriegserklärung oder eines Hagels von Kriegserklärungen, um dahinter zu kommen, wie lächerlich es ist, an einem Berliner Platz von eigenem Weltstadtgespräche ein Café nach einem Londoner Stadtteil zu nennen; aber selbst nach diesem Kriege wird man es nicht leicht noch können, als ein hartes Stück empfinden, daß es in ganz Berlin und ganz Deutschland kein „besseres“ Bazarrenschach gibt, dessen Schaufenster nicht in Goldbuchstaben, dessen Schaumwände nicht in oft köstlichen Ausführungen Cigarettes ankündigen.

Nicht nur Fabriken, die vom Auslande einführen, sondern solche, die in Baden-Baden, in Hannover, in Dresden, in Berlin ihren Sitz haben, erzeugen Cigarettes, wobei es dahingestellt sein mag, ob dieser Plural englisch oder französisch gemeint sei.

Wenn Sie in den Laben gehen, um etwas zum Kaufen zu kaufen, legen Sie da: Geben Sie mir zehn Cigarettes? Das wäre idiotisch. Warum ist es denn die Anpreisung nicht, Deutscher mit dem schwandenden Herzen?

Es gibt deutsche Kaffeehausbesitzer, die weißbekannt sind und die man aufrechtig kochen kann, erstens, weil sie nur Tafelkaffee mitteilen und das Geschwätz darüber den Ge- brauchern selbst überlassen, zweitens, weil sie jener Ge- staltung, die man Gottschalken nennt, unzugänglich sind. Aber wenn man die Karten eines ihrer Bände, die Deutsch- land in deutscher Sprache behandelt, anmerksam an- sieht, wird man finden, daß in der Ecke, wo der Weltatlas angegeben ist, unter der Scala nicht Kilometer steht, sondern Kilometres und Englisch Miles. Am Rande, wo sich Belgien anschließt, wird man vergebens nach Brüssel und Lüttich und Antwerpen suchen; man wird nur Bruxelles, Liège und Anvers finden.

Ich vermute, der Verleger entschuldigt sich damit, daß er für seine englischen und französischen Ausgaben dieselben Karten benutzt und unmaßlich diesen Nationen jomane kann — was er der eigenen jannut.

Er hätte gewissermaßen nur einmal für die ganze Rund- schaft und nimmt nicht mit Unrecht an, daß die deutsche zu- frieden ist, daß sie mitlesen kann.

Wenn man gegenwärtig durch die Steinwüste wandert, die mit einem anderen Bilde auch das Häulermeer von Berlin heißt, kann man sich den Weg verkürzen, indem man die Firmenschilder beobachtet. Hier ist eins ganz abgenommen, und wo bisher „Au vraai chie de Paris“ stand, prangt nun „Deutsche Hite für deutsche Frauen“. Dort ist nur die Hälfte übrig geblieben, und aus dem Grand Hotel ist, o sferwote Degradierung, einfaches Hotel geworden.

Ein Café in einem südlichen Stadtteil hat einen Buch- staben herangezogen, und ein Café amériein hat sich mit Hilfe einer Jahnlinie in ein Café american verwandelt. Ver- muthlich denkt der Wirt, das sei nun amerikanisch.

Wenn er diese Jellen lesen sollte, wird er hiermit ge- beten, das american wenigstens voranzustellen; man sagt auch nicht: Bar ameriein, sondern American Bar.

Man darf auf den Krieg hoffen. Wenn es uns gelingen sollte, England auf seinem eigenen Inselboden an der Wargel zu packen, dann wird dieser weltgeschichtliche Augenblick, viel- leicht, so erschütternd auf die deutschen Zeitgenossen wirken, daß sie imfandne sind, Fife o'clock in Jahnfahrte zu über- sehen und beim Tennis nicht mehr eine, two, three, sondern eins, zwei, drei zu sagen.

Bisher ist noch keine über die Scham hinweggekommen, unwillkürlich in seine Mutterprache zu verfallen.

Die eifrigsten Zeitungen sind gefüllt mit Handels- registrieränderungen. Woll Freres verwandelt sich dort unten geradezu epibemisch in Wolf Gebrüder.

Da gerade vom Elab die Rede ist: In einer großen eifrigsten Stadt gibt es ein Kaufhaus Modern und einen Platz Venotie. Beiden begegnet man jeden Tag in den Zeit- ungen, denn jenes zeigt viel an und auf diesem liegen die Spielplätze der besten deutschen Gesellschaft. Die Offiziers- schüler verabreden sich nicht für den Venotieplatz, sondern für den Platz Venotie!

Wie glücklich diese Neuschöpfungen sind, wird durch die eine oder andere Variation sofort klar. Statt modern braunt man nur ein anderes Eigenschaftswort, etwa grüngefärbten, statt Venotie einen anderen Namen, etwa Söfiter, zu setzen.

Ich bin überzeugt, daß es nur des Himmels auf diese eifrigsten Beiträge zur deutschen Sprachablenkung bedarf, um sie für das Reich fruchtbar zu machen.

Kriegs-Allerlei.

Deutsche Dienstaussagung.

Aus einem „Seepostbrief“ wird der Jäg. Kad. sch. folgendes mitgeteilt: Neulich passierte hier an Bord eine nette kleine Geschichte: Ein Marjose gleiet an Deck im Dun- keln aus über eine Kante und fällt fast glatt ein Deck her- ab, also zwei Meter. Sein Oberleutnant läuft hinzu und rufft, da er nichts sehen kann, herunter: „Jt was taput, Stein?“ Keine Antwort. Nochnmalige Frage; wieder keine Antwort. Unheil befürchtend läuft er die Treppe hinunter und sucht den Mann. Er findet ihn gebückt stehend und etwas in seinen Händen betrachtend. Auf nochnmalige Frage, ob was passiert ist, kommt die Antwort: „Ich muß erst sehen, Herr Oberleutnant“, und gleich darauf im schönsten Dhrpreußisch: „A — i — gn, ts ja n.“ Und hoch hält er seinen A i ch t a u s s a g o m G e s a h u g, den er in der Hand hatte, hoch. Er selbst war etwas geschunden.

Wie es kommt.

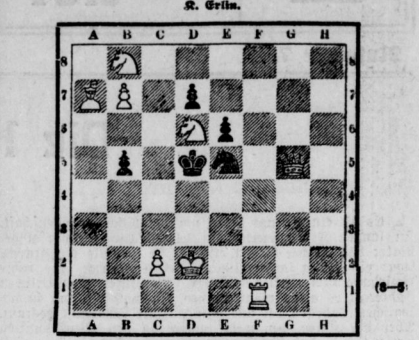
A.: Wie kommt's nur, daß man von englischen Unteseebooten gar nichts hört?

B.: Nun, die Ober herrschaft zur See hat ja England

nun wußt auch die künftige Zeit gehabt, aber die Unter herrschaft zur See hat doch, wie es scheint, Deutschland („Klabberbalg“).

Schach.

Bearbeitet von Max Wetj.
Aufgabe Nr. 2150.
A. Grün.



Wetj zieht und spielt in drei Zügen mat.
Wetj: Kd2, Dg5, Th1, Ld7, Sd8, d6, Bb7, e2.
Schwarz: Kd5, Sd5, Bb5, d7, e6.

Partie Nr. 2120.

Genoa (England 1903).

1. e2-e4	e7-e5	10. Lc1-g5	Sd6-a5
2. Sg1-f3	Sb8-c5	11. Sc3-d5	f7-f6
3. Lf1-e4	Lf8-c5	12. Lg2x16	g7x16
4. b2-b4	Lc5xb4	13. Sd5x16+	Kc8-a8
5. c2-c3	Lb4-c5	14. Sd3-g5	Sd5x04
6. c-c0	La5-b6	15. Dd1-h5	Sd7-g6
7. d2-d4	e5xd4	16. Dh5-h6+	Kf8-e7
8. c3xd4	d1-d6	17. Dh6-g7+	
9. Sd1-c3	Sg6-e7		

Partie Nr. 2130.

Cambridge (England 1903).

Wetj: Eprecht	Schwarz: Mangeloch.		
1. e2-e4	e7-e5	9. Dd3-d1	Sf6-g4
2. Ld2-l4	e5x4	10. Dd1-d2	Sg4-g3+
3. Sg1-f3	Lb7-e7	11. Kf1-g1	Sd4-l3+
4. Lf1-e4	Ld7-h4+	12. g2x13	Dh4-g5+
5. Sd3-h4	Dd8xh4+	13. Lg1-l2	Dg5-g2+
6. Ke1-l1	Sg8-l6	14. Kd2-e1	Dg2-h1+
7. Dd1-l3	Sd6-c6	15. Ke1-e2	Dh1-l1+
8. d2-d3	Sb8-d4		

Preis-Rätsel.

Sachrätsel.
Es war mit dreißig Jahren schon ein Wähler eingeleitet; er schleppte als Tropfen einen Viel Kaulende von Seiten. Das Alter war er selber nicht, Waj's mit dem Boden jollten. Mit Jubel ward der Waj'sticht Begraben in Westfalen.

Auflösung des wissenschaftlichen Rätsels am Nr. 8:

G	U	R	K	E
L	O	E	W	E
M	O	L	C	H
L	I	N	D	E
S	C	H	A	F
H	O	N	I	G
W	E	S	P	E
O	C	H	S	E
H	A	F	E	R

Richtige Lösungen jandten rechtsfina ein:

Aus Halle: Emmy Gemmler, Walter Kraus, Gufjan Grwnide, E. Barth, Margarete Nebe, Johanna Klaus, Ernst Jabel, Johanna Blänsdorf, Kofi Lehnert, Minna Kiefler, Gertrud Kresmann, Elisabeth Lepzin, Margarete Wrigge, Kurt u. Walter Dackwina, Gerhard und Lotte Bommel, Charlotte Jahn, Erich Widemann, Amalie Wode, Goebtie Schröter, Mte Treisch, Delmu Wjote, Emma Müller, Chomar Schmidt, Delmu Friedrich, Fritz und Kurt Zinke, D. und E. Schumann, Georg Hiltentzsch, Emil Krüger, H. Richter, Werner Kriften, Fr. Käte Müller, A. Diemer, Frau E. Koepfle, A. Schröder, Selene Müller, Frieda Müller, Heins Holsbauhen, Karl Conradt, Edmund Juchold, Frau Effe Keller, Will Seidel, Martin Thronide, Rudolf Kölsch, Marita Weizgrund, Erich Weppe, W. Jentzsch, D. und W. Gebel, L. Kadefee, Eilfriede Aniete, A. Müller, Eilfriede und Rudolf Bömel, E. Neufel, Hans Kölsch, Fritz Schmelte, Frieder. Schaf, Lore Kar, Käte Breitter, S. und Olga Schade, Fritz Hühner, Rich. Schmidt, Fr. Lydia Stittich, Johanna Peller, Paul Müller, Elisabeth Wäljglin, Gerd Wladentrot, Günter Bode.

Auswärtige: L. Löther-Ebingen, A. Rausch-Zeuchern, Walter Bühne-Dresden, Oskar Stegmann-Salunagen, Effe Groß-Polowisch, Paul Hildertier-Kahl-Wilhelmshöhe, W. Bangert-Grube Anuie, Heigt-Werleburg, Beitr. Kadefee-Duisburg, Fr. B. Weffer-Baldorf, Charlotte Wlaken-Eilenburg, S. D. Graunier-Pajenborf, Charlotte Speiter-Merleburg, E. Heintze-Kaumburg, Paul Goeftke-Gros-Friedrichstabor, B. Kranje-Belege- leben, Paul Rundi-Werleburg.

Berner eine Lösung ohne Namen.

Preise erstielten: Emmy Gemmler hier, und zwar „Die Mar- quise von Pompadour“, und L. Löther-Ebingen, und zwar „Der Roland von Berlin“.

Rätsellösungen müssen, wenn sie Gültigkeit haben sollen, bis spätestens Donnerstag mittag in unserer Hauptredaktionskaffe ab- gegeben sein, die Rätsellösung „Rätsellösung“ tragen und mit ge- nauer Adresse versehen sein.

